

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Kino.

Von Ludwig Thoma.

Kaver Hierlinger, Melber. — Sophie Hierlinger, seine Frau. — Sopherl, die Tochter. — Andere Möncher. — Andere Möncherinnen.

I. Vor dem Kino.

Hierlinger: Herrgottzaggerament — zaggeral I hab's ja zerst g'sagt.

Frau Hierlinger: Was hast g'sagt?

Hierlinger: Mit emern Schmarrn hab i g'sagt . . . Dös waar ja a wahrs Unglück gwen, wenn i heut zu mein Terz ganga waar! Mal Weil's a so a fada Sunntag is, muach i mit da Familii in da Stadt umanand ziehagn!

Frau Hierlinger: No woacht, a bissel galant derfst scho aa no seil hodst a so de ganz Woche im Kaffeehaus und kimmert di net um ins!

Hierlinger: Unta da Boch wer i mi aa no um enk kimmern! Da hast recht!

Sopherl: Babbi, geh ma ins Kino! Da steht's, was gebn werd.

Hierlinger: Da werd scho was gebn wern!

Sopherl (liest): Am ge—bro—chenen Härzen — Erschickendes Drama —

Hierlinger: Am ge—brochenen Härzen — dös mog i. Am . . . Ding . . . hätt i bald g'sagt.

Frau Hierlinger: Geh, tua di net gar a so äufnern!

Hierlinger: . . . Also, geh ma ein!

II. Im Kino. Dunkel.

Hierlinger: Herrgottzaggerament — zaggeral!

Diener: Stufäl!

Hierlinger: Ja, Stu—fäl! Zerst laßt er oan abirumpeln!

Was glaabn denn Sie? Eine solche Gehirnerschütterung!

Ein Möncher im Dunkel: Gar so vui werd sie net erschickern —

Hierlinger: Was werd net? Wer redt denn da Oberhaupt's? So a Zigeunal!

Stimmen: Bst! Ruhäl!

Hierlinger: So a Pfundhammi, so a unappetitlich!

Der Möncher im Dunkel: Geh, tua di schlecha und schaug, daß dein Gipstopf aus da Platt auß bringst, sonst werd's ma unwohl! Du auftriebna Wassfuchtling!

Hierlinger: Ah! Ah! Da . . .

Frau Hierlinger: Sei ruhig, Kaver! Gib dich doch mit einem solchen ordanären Gfindel nicht ab . . .

Der Möncher im Dunkel: Jäh! Gfindel! Sie möcht aa was sogn, de g'scheerte Heubodspinnal!

Frau Hierlinger: Also so was Gemeins . . .!

Stimmen: Bst! Ruhäl! Sähen!

(Die Familie Hierlinger setzt sich. Ein Landschaftsfilm wird abgehaust. Schwedische Wasserfälle, dazu weiche Balzmelodien. Hierlinger schaut sich immer wieder nach seinem Feinde um, der im Dunkeln sitzt.)

Hierlinger: Der hat mi aufwarmt, der unghobelte Saggel, der!

Frau Hierlinger: Ich bitt dich, Kaver! Du mußt dich beruhigen, Kaver!

(Es wird hell. Hierlinger dreht sich wieder um und schaut drohend hin, der Feind schaut drohend her, da verflucht ein Lächeln das Gesicht eines jeden.)

Der Möncher: Jek is recht! Da Hierlingal!

Hierlinger: Da Söllhuba Beni!

Söllhuber: Hätt ma ins beinah hart grebt . . .

Hierlinger: Im Dunkeln is guat munkeln, und was sich liebt, das neckt sich . . .

Söllhuber: Aha bei deine Frau Gemahlin muach i mi scho no eigens entschuldigen . . .

Frau Hierlinger: Ja — Sie!

Söllhuber: Bitte halt ruimal's — net wahr, gnä Frau! Wissens scho, wia's geht, wenn man sie onand net kennt . . . Da gib't oft de schlimmstn Bawechslunga . . .

Frau Hierlinger: Ja — Sie!

Hierlinger (lacht): Du hast di scho'a wengl weit auß lassn mit deine tiasn Tön, mei Biaba . . .

Stimmen: Bst! Ruhäl!

(Es wird dunkel. Man kommt der Film: „Am gebrochenen Herzen“.)

III. Schrift.

Die ehemals gefeierte Schönheit Theresita Benzoni merkt, daß der Funke der Leidenschaft in ihrem Gemachte erloschen ist . . .

Söllhuber (ruft vor): Kari!

Hierlinger: Was?

Söllhuber: Der dei aa?

Hierlinger: Ja — ja —! Net zweni!

Stimmen: Ruhäl! Was is denn das für eine Auffierung?

Andere Stimmen: De broatletschatn Hauspatscha!

Söllhuber: Bia hoach i?

Stimmen: Sssssssst!

Schrift: Sie beschließt, noch einmal mit der Macht ihrer Töne das Herz des geliebten Mannes zu rühren wie früher.

Bild: Eine Dame, mit aufgeweichten Haaren, einem Doppellin und anderen sinnlichen Reizen, im Morgenroth, sitzt am Klavier, hebt und senkt mit schöner Rundung die Hände und streicht die Tasten.

Er steht am Fenster, mit dem Rücken gegen sie. Er sieht am Fenster, mit dem Rücken gegen sie. Die Töne wirken. Man sieht es an den Händen, die er auf den Rücken hält.

Die Töne wirken härter. Die Hände vibrieren. Er dreht sich um, er schießt einen Blick auf ihn.

Er kommt einen Schritt näher, zwei Schritte, bleibt stehen. Sie klaviert weiter. Da kommt er ganz nahe und kniet neben ihr nieder. Sie streicht ihm mit der Hand über die Haare.

Er schaut sie an, sie schaut ihn an. Lange, innig, tief.

Schrift: Einen Augenblick ist Carlo Benzoni dem Zauber, der einst so mächtig auf ihn eingewirkt hatte, verlassen. Schon aber steigt ein anderes Bild vor seinem geistigen Auge auf — Grazziella — und —

Bild: Er liegt noch auf den Knien vor ihr und blickt zu ihr auf. Da nehmen seine Augen etwas Starres an, dringen ins Leere. Aus dem Leeren drängt sich das Bild eines Frauenzimmers hervor.

Mit hochgeschuldetem Hosen, festen Augen, verführerischem Lächeln . . . Er steht auf, streckt die Hände sehnsüchtig aus nach dem Bilde, seine Augen treten hervor, das Bild verschwindet; er kommt zu sich, schaut seine Gemahlin kalt an, und sie läßt ihren Kopf sinken, mit einem Auck, noch einem Auck, und einem Auck, streckt die Arme auf's Klavier, den Kopf auf die Tasten, und ist im Schmerz aufzuckend.

Sie rinkt unterm Morgenroth auseinander. Verwandlung.

Ein Auto fährt vor. Benzoni! fährt durch mehrere Straßen. Ein anderes Auto folgt im schnellsten Tempo. Theresita!

Das rechte Auto hält vor einer Gartenvilla. Benzoni! Aus dem andern Auto steigt eine Frau und schaut ihm mit beunruhigten Blicken nach. Theresita!

Ein Mann steigt über die Treppe. Benzoni! Verwandlung. In einem luxuriösen Boudoir liegt auf der Chaiselongue ein süßes Weib. Grazziella!

Sie horcht. Ihre Augen vergrößern sich. Ein Mann tritt ein. Benzoni! Man sieht sich.

Verwandlung. Eine Frau wankt am Gitter entlang. Theresita! Wankt durch eine Straße, wankt durch noch eine Straße, wankt über eine Brücke, wankt in eine Gartenanlage, fällt um, fällt gegen einen eisernen Pfahl. Ist ohnmächtig.

Verwandlung. Ein schmerzliches Bett in einem Spital. Eine Rote-Kreuz-Schwester nickt flehentlich mit dem Kopf. Ein Arzt nickt mit einem schmerzlichen Herr nicht flehentlich mit dem Kopf. Eine Patientin liegt da. Auf dem weißen Bette erscheint der Schatten einer riesigen Quastfliege und fucht die tiefe Traurigkeit.

Hierlinger: Sie! Sie! Teans Canern Huat owa! . . .

An Huat owa . . . sag i . . .

Frau Hierlinger (ihre Tränen trocknend): Eine solche Unwahrscheinlichkeit! Mit an solchen Trumm Schloassa . . .

Hierlinger: Owa — sag i . . .

Frau Hierlinger: Was de Deansibotn für Hüat auf hamm . . .

Hierlinger: Sie da vorn! Teans Canern Huat owa!

Stimmen: Ssssssst! Ruhäl! . . . Sst!

(Der Film geht weiter. Die Kranke schlägt die Augen auf. Wo — bin — ich? Der Arzt lächelt human. Die Rote-Kreuz-Schwester lächelt human. Der Schatten der riesigen Quastfliege zittert in heftiger Bewegung. Der Schatten eines gebogenen Handbarts eines Spazierhodes angelt nach dem Schatten der Quastfliege.)

Die Hutbesitzerin (greift nach ihrer bedrohten Kopfbedeckung): Hören S' auf! Führen S' Ihnen net so ungebildet auf!

Hierlinger (angelt weiter): Je! De ander mit da Bildung! Sehn S' loan solchan Datschi auf!

Frau Hierlinger: Dös ghört si net für Deansibot'n!

Die Hutbesitzerin: Hören S' auf! Hören S' auf, Sie Vimmel, Sie roher!

Hierlinger: Eana Rindabadwanna tean S' oba, Sie Bauernfoda, Sie gräuslich!

Stimme: Wird heut gar loa Ruach?

Andere Stimmen: Ssssssst! Ru—hä!

Hierlinger: An Huat owa!

Diener: Es muß absolute Ruhäl härrschen . . .

(Die Hutbesitzerin nimmt ihre Kopfbedeckung mit zornigen, ruckartigen Bewegungen ab.)

Der Film geht weiter. Der Arzt küßt den Fuß und schüttelt schwer-
mütig das Haupt. Die Kermise wird von uns genommen werden. Das Har-
monium steht ein. Die Kranke lächelt und bewegt die Finger, als wenn sie
Klavier spielte. Ihre letzten Gedanken gehören ihm und dem Klavier.

Verwandlung.
An der Schwelle des Krankenhauses sitzt ein Mann und starrt mit furcht-
baren Blicken ins Leere. Benzoni.

Die Neue nagt an ihm. Immer härter. Noch härter.
Die Töne des Harmoniums schwellen an.

Verwandlung.
Der Arzt beugt sich über eine tote. Sie ist dahin, und das Schicksal er-
füllte sich. Zur Tür herein wankt Benzoni, wankt an das Bett, fällt über
das Bett. Schluß.

Es wird hell.
Frau Hierlinger trocknet ihre rinnenden Tränen, Hierlinger sitzt betäubt
und schnupft auf. Ueber seine beiden Waden rollen ebenfalls Tränen.)

Frau Hierlinger (seufzt tief): Ah . . . so was!

Sopherl: Mami . . . was g'schieht jetzt?

Frau Hierlinger: Han?

Sopherl: Was tuat jeha der Mann von dera arma Frau?

Frau Hierlinger: Heiratn tuatt a wieda. An aderne.

Sopherl: Woas ma dös?

Frau Hierlinger: O ja! Dös woas ma.

Sopherl: Er is aba da so trauri gwen!

Frau Hierlinger: O mei! Die Mäh . . . na! In an

Viertejahr speanzelt a scho lang mit einer andern . . .

Hierlinger: Dös kennst net, daß dös lauta Schmarn is?

Frau Hierlinger: Dös is aus n Leb'n g'schöpfst . . .

Hierlinger: Ja! Am . . . gebrochenen . . . Härzen, sag'

t: . . . Geh' ma, sunst schöpft da no was aus n Leb'n . . . (Sie

stehen auf.)

Die Hutbesitzerin: Da hört si alls auf! Der grobe Lagg,

der unfultifizierte, möcht mir an Huat abi stöß'n . . . und sei Schmie-

madam hat selba den gröñin Betschari auf!

Hierlinger (im Abgehen): Teans Eahna halt'n, Sie! Sunst

wer i ungalant, Sie Mistamsel, Sie abschleißige! . . .

Die Hutbesitzerin: Ah! Ah . . .

Frau Hierlinger: Geh zu, Faver! Mit keiner solchen

Sunntagsbagaschi streit man doch nicht! . . .

(Die Familie Hierlinger geht ab. Es wird dunkel.)

Diese Erzählung Ludwig Thomä steht in dem aus seinem Nachlaß
herausgegebenen Sammelband von Geschichten: „Die Dackserin“
(Verlag Albert Langen, München). Sie zeigt die ganze Reife, den feinen
Humor, die charakteristisch zeichnende Satire und die ungemaine Kenntnis
des bayerischen Volkes. In diesen Zeiten, da die bayerische Volksseele zum
Ausbegehren angestachelt wird, kann sogar der Volkstümliche Psychologe aus
Thoma lernen.

Die Geisblatt-Liane.

Von L. Frank-Braunschweig.

Ein Schrei ging durch den Wald, ein heißer, gellender Schrei.
Nicht von eines Menschen Stimme ging er aus, auch nicht von einer
tierischen — Pflanzen, Blumen haben keine Stimme, um ihre Ge-
fühle, ihre Empfindungen zu äußern. Sie rufen und klagen in
Farben, Formen und Gebärden.

Und die Nacht war schwarz und düster, ein Gewitter drohte
am fernen Himmel, als dieser Farbenschrei durch das Waldesdickicht
drang, dort von dem Erlenbruch herkam, wo sich die „Geisblatt-
Liane“ hinaufgeschlungen hatte und aus dem Zweiggewirr ihres
Trägers mit mondbleichem, weitgeöffneten Blütenmunde in die Nacht
hinein nach Liebe rief. Tagsüber standen ihre Blumentippen noch
fest aneinandergedrückt, abgewandt nach oben, ein verschämtes,
starkes Rot lag noch um den Lippenaum. Doch während der Nacht
hatte sie den Mund nach der Seite gebogen, fast wagerecht, die
Lippen mehr und mehr auseinandergetan, daß sie jetzt in fahlweißem
Gels ihr heißes Verlangen weithin kundtaten. All ihre Staub-
gefäße traten aus dem nackten Blütenmunde sichtbar hervor, und
wie eine Schlangenzunge bog sie das Fruchtblatt unter ihnen her.
Ein berauschender Liebesduft füllte die Umwelt, trug mit dem Wind
den Farbenschrei in die verborgensten Kammern des Nachtwaldes.

Und doch blieb der Minne Rufen noch unerhört. Der Nacht-
hauch war zu kühl, zu ruhelos bewegt. Erst nach Stunden, als die
Wolken ballten, der Wind stiller und wärmer ward, kamen sie an-
geschwirrt, und gleich zu mehreren, die nächtlichen Falter, die
Schwärmer, die Freier der mondbleichen Geisblattblüten.

Brrr, rrr, rrr stieg es jetzt vor ihnen auf und nieder, berauscht
von dem Weisbrauch, in Bogen, Verschlingungen und wildem Tanzen.
Immer glühender strahlten die Blüten die Falter an, die, wie toll
geworden, die Sauger längst entrollt hatten und bald da, bald dort,
oben und unten in die Blüten hineintauchten, um dem tiefen Honig-
sele den köstlichen Nektar zu entnehmen.

Doch während sie ziehen und schöpfen, während ihr fiebernder
Leib in der Blütenhülle rüttelt, bedauern die Stäuber den haarigen
Unterleib mit Samenstaub, und sobald der Lüfterne die folgende
Blüte besucht, um abermals Nektar zu kosten, streift er, ohne es zu
ahnen, das kostbarste Kleinod auf das unterhalb harrende Stempel-
blatt, und das um so sicherer, als bei den älteren, schon tags zuvor
beflogenen Blüten sich der Stempel über die geleerten Staubblätter
wie zur Empfängnis nach oben gerückt hat. Doch damit haben die
schwirrenden Rascher der Liane den höchsten Wunsch erfüllt, ihr
Harm ist durch sie gestillt, die ersehnte Befruchtung vollzogen.

Und wie sehr das wirklich geschieht, zeigt die Beglückte schon
tags darauf am ganzen Blütenleib. Das Schreiende der Blätter
ist verklungen, das grelle Mondbleich hat sich zu Gels beruhigt, die
härmend aufgeschlagenen Rippen sind sanft nach hinten gebogen.
Und in einigen Tagen wird auch die letzte Pracht der Zukunft ge-
opfert. Die Blüten verstummen gänzlich, ihre Farben verbunkeln,
die Krone zerfällt, aber das Stempelblatt reißt sich zur Frucht. Doch
die Verführungsspiele die diese Waldliane in den heißen Julnächten
mit den Faltern ausführte, sie setzt sie im Herbst mit den Wald-
vögeln fort. Ist sie doch eine Liane, eine Schlingpflanze und ver-
steht sich als solche — obwohl die einzige unserer Heimat — auf
alle Lebenskünste ihrer ausländischen Verwandten und Wetzern.

Und so hat sie bis zum Herbst ihre Früchte zu grellroten Beeren
gereift und in einer Doppelblattschale mit aufragendem Griffel so
zur Schau gestellt, daß sie von weitem schon von den Waldvögeln
gelüftert werden.

Und die gefiederten Rascher stiegen herzu, verspeisen mir nichts,
dir nichts die saftigen Beeren, zählten aber, ohne daß sie wissen, stets
die genossene Gastfreundschaft, indem sie wie die Nachfalter die Be-
fruchtung, durch die Unverdaulichkeit der Kerne die Fortpflanzung
des „Selängerjeliieber“ besorgen.

Wie groß ist die Milchstraße?

Alle uns als einzelne Punkte sichtbaren Sterne bilden nach
Prof. v. Seeligers Forschungen zusammen ein einheitliches Welt-
system, dessen Gestalt die einer flachen Linie ist. Die Sterne erfüllen
diesen Raum nicht in gleichmäßiger Dichtigkeit, sondern drängen sich
nach der Mittelebene, der Milchstraßenebene und nach dem Zentrum
des Systems, von dem wir uns nicht allzu weit entfernt befinden,
zusammen. Die Anreicherung der Sterne, die wir am Himmel nach
der Milchstraße zu gewahren, ist also zum Teil eine scheinbare und
dadurch hervorgerufen, daß wir in der Richtung der Milchstraße durch
eine längere mit Sternen besetzte Strecke hindurchsehen. „Das
wunderbarste an dieser Vorstellung ist“, sagt Prof. Schwarzschild,
„daß die Milchstraße das ganze Heer der sichtbaren Sterne in einen
endlichen, begrenzten Bezirk einschließt. Man kann auch die Größe
dieses Bezirkes einigermaßen abschätzen. Das Licht durchläuft seinen
Querdurchmesser in etwa 10 000 Jahren. Das ganze System ruht
abgeschlossen im leeren Raume und nur in Entfernungen, die groß
sind gegen die Dimensionen dieses Systems selbst, mögen sich wieder
neue Sternensysteme zu neuen Milchstraßen zusammenballen.“

Um von vornherein den richtigen Standpunkt zu gewinnen, stellt
Prof. Schwarzschild einen Vergleich an. „Wir wollen“, sagt er,
„die Welt mit einem überirdischen Auge betrachten, dem eine Million
Kilometer so groß erscheint, wie uns ein Millimeter, dann sind die
Fixsterne lauter Kugeln von 1 Millimeter Durchmesser, Stecknadel-
köpfe. Die Distanz, in der sich die Stecknadelköpfe befinden, beträgt
durchschnittlich 100 Kilometer. Wenn wir also von der Einheit des
Sternensystems sprechen, so sprechen wir von der Zusammenge-
hörigkeit von Stecknadelköpfen, die sich 100 Kilometer weit von ein-
ander im Raume befinden. Das ist eine ganz gewaltige Trennung.
Die Materie ist so dünn verteilt, wie wenn man einen einzigen Liter
Wasser durch die ganze Erde verpöngte. So wenig wir die Existenz
von Wasser erfahren würden, wenn nur ein durch die Erde ver-
sprenkter Liter vorhanden wäre, so wenig wüßten wir etwas von
den Sternen, falls nicht zu ihrer ungeheuren Entfernung und Selt-
heit etwas ebenso Wunderbares hinzukäme: die fast absolute Leere
des Zwischenraums. Die leuchtenden Stecknadelköpfe stehen in einem
fast völlig staubfreien Raume. Nur dadurch wird es möglich, daß
uns die Lichtstrahlen von den Sternen unversälichte Kunde bringen,
und daß überhaupt das Problem vorliegt, zwischen 100 Kilometer
weit entfernten Stecknadelköpfen nach einem organischen Zusam-
hang zu suchen.“ Man muß, meint Prof. Klein in seinem hochinter-
essanten Werk „Astronomische Abende“, diesen treffenden Vergleich
bei allen Betrachtungen über das Weltsystem der Sterne wohl im
Auge behalten. Was die Bewegungen der einzelnen Fixsterne bis
zu den entferntesten Lichtpunkten anbelangt, so zeigen sich darunter,
abgesehen von den Doppelsternen, Systeme höherer Ordnung, z. B.
das der Bärensterne, der Plejaden und der Hyaden.

„Rechnen wir“, sagt Prof. Schwarzschild, „die gegenseitigen
Distanzen der Hyadensterne aus, so finden wir, daß die Hyadensterne
ein wenig dichter stehen als die Sterne unserer Umgebung. Redu-
zieren wir sie wieder auf Stecknadelköpfe, so wird ihre Entfernung
etwa 30 Kilometer. Es ist also nachgewiesen, daß sich 40 Stecknadel-
köpfe, die sich in Abständen von 30 Kilometer befinden, in einem
geheimnisvollen Zusammenhange gemeinsam gleichförmig durch den
Raum bewegen. In diesem gemeinsamen stillen Wandern der
Sterne fühlt man, so scheint mir, aufs eindringlichste das höhere
Prinzip, das sie beherrscht, so schwer es ist, es in eine präzise Vor-
stellung zu fassen. Man möchte sich am liebsten denken, daß die
Sterne gemeinsam losgeschossen sind, der Explosion eines großen
Zentralkörpers ihren Ursprung verdanken. Diese Explosion müßte
aber den Sternen eine große Anfangsgeschwindigkeit erteilt haben,
um sich ihrer gegenseitigen Gravitation zu entziehen, und es wäre ein
merkwürdiger Zufall, wenn die Anfangsgeschwindigkeit genau aus-
gereicht hätte, um die Sterne bis zu ihrem jetzigen relativen Ruhe-
lager zu führen. Man wird daher vorziehen, den Ursprung des
Systems aus einem großen Urnebel anzunehmen, der sich anfänglich
über die ganze Ausdehnung des jetzigen Systems erstreckte und Teile
seiner Masse in die jetzigen Sterne konzentrierte.“

Der Mond.

Von Max Barthel.

Eine Mutter kam mit ihrem Kind gegangen.
Sonne war vorbei. Die Sterne sprangen
Strahlend aus dem blauen Himmelstor.
Groß und gläsern fleg der Mond empor.

Rief das Kind: „Ein Mond!“ Und aufgestiegen
Sah das Kindlein viele Monde fliegen,
Sanfte, wilde, rarte, weiße, gelbe,
Und es war doch immer nur derselbe!

Also auch in unsern Kindertagen
War, ein Märchenbuch, der Himmel aufgeschlagen.
Den der Monde Auf- und Niedergang bekrönte,
Bis sich an den Mond das Kinderherz gewöhnte.

Nataschas Rosen.

Von Wilhelm Berger.

„Sie halten eine Blume in der Hand, Sie drücken sie, warum, Natascha? Die Blume ist weiß. Weiß ist die Unschuld: Sie zerdrückt die Unschuld.“

„Kennen Sie die Blume? Sie schenkten sie mir einst. Vor langen Jahren war es, am dunkelblauen Don. Sie waren mein Gast in Kriwjanke, auf dem Gut meiner Eltern.“

„Heute sind Sie mein Besuch, Natascha, und unser Gut ist dieses öffentliche Lokal mit seinen kalten Wänden, mit seinen fremden und gleichgültigen Menschen. Heimalose müssen auch für ein solches Dach dankbar sein, u. a. viele wohnen auf der Straße.“

„Ja, leider. Die schönen Zeiten sind vorbei. Voll Behmut erinnert man sich ihrer und sehnt sie herbei. Wie war man doch glücklich damals, wie war ich glücklich an jenem Abend, da Sie bei mir weilten. In den Garten führte ich Sie hinaus, in meinen Rosengarten. Wir durchschritten die Gänge, ich zeigte Ihnen alle meine Blumen, nannte ihre Namen, erzählte ihre Geschichte. Wie liebte ich meinen Garten! Stunden, ja Tage und Nächte verbrachte ich darin. Die Blumen waren meine Kinder, ich hatte sie gepflanzt und ausgezogen, ich hütete sie wie eine Mutter ihre Jungen.“

Sie schweigt und blickt zu Boden. Dann fährt sie fort:
„Was soll mir diese verweckte gepreßte Rose? Wie ein Memento mori erinnert sie mich immer an etwas, das war und nicht ist. Ich will meinen Rosengarten wiederhaben, wie ich ihn einst besaß, ich muß Rosen haben, um leben zu können.“

Wie ein eigenständiges Kind stößt sie die letzten Worte hervor und sieht mich gequält an.

„Bieviele Menschen haben keine Rosen, von Gärten nicht zu reden, und leben auch,“ sage ich. „Blicken Sie um sich, Natascha. Was sehen Sie? Ueberall Not und Armut, Kummer und Sorgen. Die Not drückt ihren Stempel auf jedes Antlitz. Gedrückt gehen die Menschen umher. Sie kennen nur Pflicht und Arbeit. . . Und auf der anderen Seite die Reichen. In Schlössern und Villen wohnen sie und genießen das Leben. Rosen blühen in ihren Gärten, aber sie blühen nur für sie. Kein anderer darf sich an ihnen erfreuen, und wehe dem, der es wagen sollte, eine Blume zu pflücken. Nachdenklich steht man vor dem Eisengitter und bewundert die Pracht, die nicht für jeden geschaffen ist. Sie würden die Luft für die Armen sperren, diese Menschen, wenn die Luft zu sperren wäre.“

„Und wie leben diese Armen, die so beraubt sind von Freude, von — Rosen?“

„So, wie leben sie?! Sie müssen halt leben. Da fragt niemand: wie. Wenn diese Menschen heute frei atmen, sich frei bewegen können, dann ist es ihr alleiniges Verdienst, das Resultat ihres Kampfes um das heilige Menschenrecht und des Kampfes, den Idealisten mit ihnen geführt haben. Entinnen Sie sich eines Vorfalls an jenem Abend in Ihrem Garten. Wir waren am Ende der Rosenhecke angelangt, zwischen Bäumen und Sträuchern erblickten wir ein Mädchen, Morusja, des Gärtners Tochter. Sie hielt eine weiße, diese weiße Rose in ihrer Hand und beschnupperte sie gierig. Sie schaltete das Kind aus und verboten ihm das Betreten des Gartens. Als es bedrückt davonschlich, veranlaßten Sie mich, ihm nachzugehen und die Blume fortzunehmen. Willig tat ich es, was tat ich nicht für Sie! Versprechen Sie mir, Natascha, daß Sie, wenn Sie wieder einmal elnen Rosengarten besitzen sollten, auch andere Menschen sich an ihm erfreuen, an seinem Wachsen und Gedeihen, an seiner Schönheit und Pracht teilnehmen lassen werden. Schonen Sie heute diese weiße Blume, Natascha, vielleicht erinnert sie Sie später einmal an eine Zeit, da Sie sich nach Rosen sehnten und diese Rosen hinter Gittern in Gärten sahen, die nicht für Sie bestimmt waren.“

Ich schweige; Natascha sieht mich nachdenklich an. Ihre Augen glühen von Erkenntnis und innerem Feuer. Verständnisinnig drückt sie mir die Hand.

Freude über die Wirkung meiner Worte erfüllt mein Herz. Ich sage noch immer kein Wort, ich sehe nur tief in ihre dunkelblauen Augen, die mich, ich weiß nicht warum, an die dunkelblauen Bogen des Donstromes erinnern, und es ist mir — als hätte ich ihr mehr als ihren Rosengarten wiedergegeben. . .

Unterbewusste Eindrücke.

Von Michael Charol.

Nur ganzes Wissen von uns selbst wie von unserer Umwelt kommt von den Eindrücken, die unsere Sinne aufgenommen und nach dem Gehirn geleitet haben. Diese Eindrücke, so flüchtig sie uns erscheinen mögen, haben sämtlich die Eigenschaft der Permanenz. Sie bleiben, einmal aufgenommen, haften, um in einem bestimmten Augenblick wieder in den Vordergrund zu treten. Ja, nicht nur die Eindrücke, deren Aufnahme uns bewußt ist, prägen sich uns ins „Gedächtnis“ ein, sondern sogar solche, von deren Vorhandensein wir nichts wissen. Und da diese unbewußten, besser: unterbewußten Eindrücke in einer viel größeren Anzahl auf uns einströmen, bilden sie einen weit größeren und darum auch wesentlicheren Teil unseres Gedächtnisses. Ein Beispiel soll uns die Berechtigung dieser Behauptung beweisen:

Wir wachen morgens auf, sind mühsam, gehen an die Arbeit, sie gelingt uns natürlich schlecht — der Tag ist uns verdoeben. Wer ist dran schuld? — Das Gedächtnis. Die Ursache der meisten grundlosen Mißstimmungen der Art ist der Ueberrest des Traums, der uns vor dem Augenblick des Erwachens heimgesucht hatte und sich nicht auswirken konnte. Die unterbrochene Traumhandlung, die ungelöste Traumfrage, die Nervenerregungen sind unterbewußt in unser Wachsein übernommen worden, haften im Gedächtnis. Wir kennen nicht die Ursache dieser Erregung, es ist ein Zweifelsfall in uns zwischen dem Ober- und dem Unterbewußtsein, und eine Verwirrung ist die Folge. Woher kommt aber dieser Traum? — Viele Theorien wissen verschiedene Antworten darauf zu geben. Sie sollen uns hier nicht beschäftigen. Zweifellos ist nur, daß wichtige Faktoren des Traums die unterbewußten Eindrücke sind, die uns im Schlaf überkommen, durch Vermittlung der Tastsinne, des Geruches usw. Alle diese Eindrücke bleiben uns unbewußt, weil sie mit einer gewissen Konstanz in uns wirken. Daß sie vorhanden sind, merken wir, sobald eine Störung in ihrer Tätigkeit eintritt. Wir kennen alle die seelische Wirkung einer unbeförmlichen Mahlzeit oder des zuviel genossenen Alkohols. Ueberhaupt haftet alles Ungewöhnliche viel stärker und nachhaltiger in uns. Empfindliche Personen können lange Zeit keinen Kaffee oder Tee genießen, wenn sie in ihnen eine besonders widerwärtige Medizin eingenommen haben. Die Getränke schmecken ihnen immer nach dieser Medizin.

Es gibt keine Minute in unserem Leben, die nicht unterbewusste Eindrücke uns hinterläßt, und so stark unsere Aufmerksamkeit auf irgendeine bestimmte Sache auch konzentriert sein mag, wir sind nie imstande, sie vollständig auszuschließen. Wenn wir mit der ganzen Anspannung unserer Aufmerksamkeit einem Gespräch folgen, so nehmen wir doch währenddessen durch die Augen das Bild der Umgebung auf (obgleich die Augen das geschulteste Organ des Oberbewußtseins sind), hören die Geräusche, riechen die Gerüche, unsere Tastsinne arbeiten für sich — vielfach sogar viel angestrengter als üblich, da wir gern einen Bleistift oder sonst etwas dabei halten. Daß alle diese Organe während unserer konzentrierten Aufmerksamkeit arbeiten, merken wir daran, daß ein Geruch einer Blume, ein Bild, eine Stimmung uns das Gespräch ins Gedächtnis zurückruft. Ja, oft können wir uns trotz aller Anstrengungen auf das wichtige Gespräch nicht besinnen, und erst dieser unterbewußte Eindruck läßt es vor uns auferstehen. Denn in Wirklichkeit sind es die Stimmungen, die aus all den verschiedenen Eindrücken durch Assoziation erzeugt worden sind, die in uns am eindrucklichsten haften und die stärksten Erregungen erzeugen.

Das bewußte Ich kann unter dem Eindruck dieser Stimmungen vollständig erstarren, vollständig unfähig zu irgendeiner Handlung werden, wobei der Eindruck sowohl schreckhaft wie überwältigend freudig sein kann. Während wir jedoch jeden bewußten Eindruck uns durch Willensanstrengung ins Gedächtnis rufen können, stehen die unterbewußten Eindrücke außerhalb unseres Willens. Sie kommen und gehen auf Grund irgendwelcher uns ebenfalls unbewußter Verbindungen und es bedarf schon eines ganz außergewöhnlichen Willens, um sich uns aufdrängende Stimmungen und Verbindungen zurückzudämmen zu können.

Deshalb stehen auch alle Handlungen des Unterbewußtseins außerhalb aller Erziehung und eingegebener Sitten. Sie sind reine unverfälschte Resultate der individuellen Natur des Menschen, die sich ja nach neuesten Forschungen aus erblichen Veranlagungen, Stammeigentümlichkeiten, klimatischen Einflüssen und den Einwirkungen der unterbewußten Eindrücke zusammensetzt. Weil dieses unterbewußte Ich keine Schranken der gesellschaftlichen Ordnung, nichts Berechnendes, Erwägendes kennt, wirken die Menschen, die im realen Leben sich von ihm leiten lassen, viel reizvoller, interessanter. Die künstlerischen Schöpfungen aller Arten, ja überhaupt sämtliche wahren „Schöpfungen“ sind solche Produkte.

Wissen und Schauen

Kolonische Briefe. Noch mehr als beim Sprechen ist beim Schreiben „Kürze die Würze“. Es gibt ein paar klassische Briefschreiber, die wegen ihres Kolonismus berühmt geworden sind. In England ist dafür der Herzog von Wellington sprichwörtlich. Als jüngst ein Politiker Lord George drohte, daß er ein ihm unangenehmes Dokument veröffentlichte, antwortete der Premierminister mit dem Zitat eines berühmten Briefes von Wellington, der in der gleichen Lage dem Bedroher nichts anderes geantwortet hatte als „Verflückte und geh zum Teufel!“ Die Gräfin Sarah von Jersey schrieb einmal an den Herzog: „Der Kaiser Nikolaus will mich besuchen. Wie soll ich ihn empfangen?“ Die Antwort lautete: „Empfangen Sie ihn wie andere Besucher. Wellington, Feldmarschall.“ Nun schrieb die Dame: „Aber er liebt mich.“ Worauf die Antwort lautete: „Empfangen Sie ihn wie andere Liebhaber.“ Ein drittes Beispiel für Wellingtons kolonischen Briefstil ist ein Briefwechsel mit Sir Charles Russell, der ihn um einen Geldbeitrag für die Wiederherstellung der Kirche von Swallowfield bat. „Lieber Sir Charles“, schrieb der Herzog, „ich restauriere auch meine Kirche, u. s. da wir beide dasselbe voreinander wollen, braucht es kein Geld zwischen uns.“

In klassischer Kürze teilte der Kolonialsekretär Stanley dem ersten Lord der Admiralität, James Graham, den Sturz des Kabinetts durch Lord John Russell 1834 mit. Er schrieb: „Johnny hat die Kutse umgeschmissen. Stanley.“ Knapp und drastisch war auch ein Brief, den der bekannte Theaterdirektor Rich dem berühmten Schauspieler Quin schrieb. Die beiden hatten sich entzweit, Quin hatte Knall und Fall das Theater verlassen und sich nach Bath begeben. Von dort schrieb er, um wieder anzuknüpfen, an den Direktor: „Lieber Rich, ich bin in Bath.“ Und erhielt als Antwort: „Weibe dort und laß dich bearaben.“ Als das beste Beispiel des kolonischen Briefstils pflegte Sir Walter Scott ein Schreiben zu zitieren, das ein stolzer schottischer Adliger, Lord Macdonald, an das Haupt der Glengarry-Familie schrieb, als dieser behauptete, die Macdonalds seien einst den Glengarrys untertänig gewesen: „Wenn Du beweisen kannst, daß Du mein Herr bist, werde ich es anerkennen. Bis dahin bin ich Macdonald.“

Einen sehr einseitigen Briefwechsel führte der Gouverneur von Gibraltar, General Robert Bond, mit seinem Fleischlieferanten Browne. Er schrieb: „Browne. Fleisch. Bond.“ Und erhielt die Antwort: „Bond. Fleisch. Browne.“ Kolonisch korrespondierte der geistvolle Tallebrand mit einer Dame, die ihm den Tod ihres Mannes mitteilte. Er antwortete: „Teure Marquise! Ach! Ihr Tallebrand.“ Und als sie bald darauf ihre Wiederverheiratung anzeigte, gratulierte er: „Teure Marquise! Ho, ho! Ihr Tallebrand.“

Völkerkunde

Wie die Japaner rechnen. So sehr sich auch Japan schon modernisiert hat, die Kunst des Rechnens ist ihm noch nicht aufgegangen. Jeder Japaner hat einen kleinen Rechenapparat zur Hand, der Soroban genannt wird, einen viereckigen Rahmen mit Bambusstäben, auf denen eine Art von Knöpfen aufgereiht ist. Das Ding ähnelt durchaus dem Apparat, der bei uns in den unteren Schulklassen verwendet wird, um den Kindern die ersten Anfänge des Zählens beizubringen; der Unterschied ist nur, daß er kleiner ist. Ohne diesen Soroban ist der Japaner hilflos. Nicht die kleinste Additionsaufgabe kann er im Kopfe bewältigen. Fünf und Neben im Kopfe zusammenzuzählen, erscheint ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Dagegen vermag er mit seiner Rechenmaschine sogar zu multiplizieren und zu dividieren. Manche behaupten sogar, daß man mit ihr Quadrat- und Kubikwurzeln ausziehen kann, aber das geht über europäische Begriffe. Wer das Rechnen auf dem Soroban versteht, kann in Japan billig einkaufen. Wenn man einen japanischen Händler nach dem Preise einer Ware fragt, so greift er unweigerlich nach dem Soroban und fängt an, mit den Knöpfen hin und her zu schreiben, indem er erst den realen Preis angibt; dann rechnet er weiter und schlägt die Prognie auf, und schließlich nennt er einen Preis, der natürlich viel zu hoch ist. Der Käufer weiß dann, wieviel der Mann aufgeschlagen hat. Hat man mehrere Gegenstände mit vieler Mühe ausgehandelt, so erfolgt die Addition ebenfalls auf dem Soroban. Aber der Japaner ist selbst dann nicht sicher, und wenn ihn der Europäer nach einfacher Kopfrechnung eine andere Summe nennt, so glaubt er gar, daß er sich verrechnet hat. Bankangestellte, die ohne dies Hilfsmittel rechnen können, gelten noch heute als große Gelehrte.

Gesundheitspflege

Ist Kakao Genuß- oder Nahrungsmittel? Jetzt, wo der Kakao immer teurer wird, gewinnt diese Frage größere Wichtigkeit. Kakao vereint Genuß- und Nährkraft. Fastlich enthält er das nervenerregende Theobromin und ist deshalb hochgradig Nervöser nicht zu raten. Die Kakaobohne weist im Durchschnitt 42,99 Proz. Fett, 0,97 Proz. Theobromin, 10,51 Proz. Asche, 2,35 Proz. Zucker, 4,67 Proz. Stärke, Holzfasern und Lignin 20,39 Proz., 5,18 Proz. Wasser und 3,70 Proz. Mineralstoffe auf. Der hohe Gehalt an Fett, Eiweiß und Nährsalzen ist besonders auffallend. Leider hat es die heutige Kakaofabrikation wenig verstanden,

bei der Verarbeitung seine Nährstoffe zu erhalten, obwohl es technisch vollkommen möglich ist. Die heutige Kakaofabrikation legt zu viel Wert auf die Wirkung des Kakaos als Genußmittel (Geschmack, Geruch- und Nervonwirkung), vernachlässigt aber dabei seinen hohen natürlichen Nährgehalt. Besonders die Fettfrage kommt hier in Betracht. Trotzdem es eine feststehende physiologische Tatsache ist, daß Kakaofett im Organismus des Menschen mindestens ebenso gut ausgenutzt wird wie das Milchfett (bis 95 Proz.), ist doch die Meinung aufgekommen, Kakaofett sei schwer verdaulich (obwohl es zu den leichtverdaulichsten gehört) und müsse wenigstens zum Teil ausgezogen werden. Tatsächlich enthalten die meisten Kakaopulver nur noch 18 bis 23 Proz. Fett. Der Einwand: der Mensch könne Vollfettkacao nicht vertragen, ist vollkommen hinfällig, denn wer Vollmilch verträgt, verträgt auch Vollfettkacao, und wer Vollfettmischolade (andere geht nicht herzustellen) verdauen kann, verdaut auch Vollfettkacao. Wenn Kranke wirklich nicht Vollfettkacao vertragen, so muß er eben entsprechend verdünnt werden. Jedenfalls ist ein entöltter Kakao, der nur noch 20 bis 22 Proz. Fett enthält, wertlos. Durch das Behandeln mit Pottasche, Ammoniak usw. werden seine Mineralsalze zerstört, und der Kakao wirkt verstopfend. Dieser Zusatz geschieht, um den Kakao angeblich aufzuschließen, d. h. eine Aufquellung herbeizuführen, wodurch die Kakaoteile besser im Wasser aufgeschwemmt bleiben. Der Kakao ist dadurch nicht etwa löslich geworden, sondern ist im heißen Wasser ebenso unlöslich wie der unangeflossene — Vollfettkacao muß aufgelöst werden, wodurch er auf natürliche Weise aufgeschlossen wird und sein herrliches Naturaroma zum Vorschein kommt. Dieser Kakao ist auch wenig bitter. Nur der mit Pottasche „aufgeschlossene“ entölte Kakao erhält durch die Pottasche einen bitteren Geschmack und ist künstlich mit Gewürzen und ätherischen Ölen aromatisiert.

Es muß nun Aufgabe der Kakaofabrikation und des Gesundheitsamtes sein, solche Kakaos in den Handel bringen zu lassen, die vollfettig, naturrein sind. Wenn außerdem noch entölte Kakaos sublimiert werden, dann dürfen solche aber nicht mit der höchst überflüssigen, schädlichen Pottasche präpariert werden. Es gibt bereits ein Verfahren, nach welchem entölte Kakaos pulverisiert hergestellt werden — ohne Anwendung von Chemikalien. H. B.

Urgeschichte

Höckergräber. Die Art, wie die überlebenden Menschen sich ihrer Toten entledigen, ist bekanntlich sehr verschieden. Die einen verbrennen sie, andere balsamieren sie ein und suchen sie möglichst lange unversehrt zu erhalten, wieder andere lassen die Leiche von Raubvögeln verzehren und die meisten beerdigen sie. Unter den Arten der Beerdigung wiederum, die sich in Amerika, Afrika, Asien, Australien und Ozeanien und im vorgeschichtlichen Europa finden, hat wohl kaum eine so lebhaft die Forschung beschäftigt, wie die Höckerbestattung, die den langgestreckten Leuten in eine Stellung mit aufgezogenen Knien zwingt. Eigentümliche Vermutungen wurden aufgestellt: auf der einen Seite wurde Raumersparnis als Grund für die Bestattungsart angenommen, auf der anderen Seite glaubte man, der hochde Tote sollte die Lage des Embryo im Mutterleibe nachahmen und so der Wiedergeburt entgegenkommen. Beide Anschauungen entsprangen mehr der Phantasie als der Forschung, die noch vor allem bei den Völkern, die noch heute diese Beerdigungsart anwenden, die Gründe herauszufinden suchen muß. Diesen Weg hat Professor Richard Andree eingeschlagen; über seine Forschungen gibt der soeben erschienene neue Jahrgang des Herderischen Jahrbuches der Naturwissenschaften einen Bericht, dem wir das Ergebnis der Andreeschen Untersuchung entnehmen. Danach handelt es sich bei dieser Bestattungsart überall darum, die Leiche als Höcker möglichst stark zu heften, um die schädliche Wiederekehr des Toten aus dem Grabe zu hindern. Der Tote kommt aber nach dem Volksglauben wieder, um seinen Tod zu rächen oder als Gespenst die Überlebenden zu plagen. Damit er das nicht kann, wird er auf die vorsichtigste und stärkste Weise gefesselt, mit Bändern zugeknüpft, eingewickelt, damit er sich ja nicht rühren könne. Für das Vorhandensein dieser Anschauung hat Andree zahlreiche Beispiele zusammengebracht; häufig wird der Grund dieser Bestattungsart deutlich in der Trauerrede ausgesprochen. Wir sehen hier ein Ueberbleibsel von der Anschauung der engen Zusammengehörigkeit der beiden Reiche des Lebens und des Todes.

Technik

Warum rostet Eisen? Das Rosten des Eisens geschieht aus zwei verschiedenen Ursachen: Erstens aus einem rein chemischen Grunde, zweitens durch physikalisch-chemische Einwirkung. Der erstere, bei weitem bekanntere Vorgang, besteht darin, daß Sauerstoff und Kohlenäure bei Gegenwart von Feuchtigkeit auf das Eisen einwirken und die ihnen ausgefekten Teile in Oxidhydrat und basisches Eisenkarbonat umwandeln, durch deren weitere Frierung dann das Eisengerüst, der Rost, entsteht. Beschleunigt wird dieser Vorgang noch, wenn die Luft einen größeren Gehalt an schwefeliger Säure oder Schwefelwasserstoff und das Wasser viel Salz enthält. Der zweite Vorgang ist für die Zerstörung des Eisens von ebenso großer Bedeutung, wieweil weniger bekannt. Diese physikalisch-chemische Ursache der Rostbildung beruht lediglich auf elektrischen Potentialströmen, wirkt also durch elektrolytische Zersetzung, welche durch die mannigfachen Verunreinigungen des Eisens noch begünstigt wird. In sehr vielen Fällen läßt sich die Rostbildung nur durch diese zweite Ursache erklären.